

# Krach.

Roman von Hanns von Bobeltzig.

(16. Fortsetzung.)

Draußen in Friedenau hatte er für sich und die Mutter eine winzige kleine Wohnung genommen. Dort wollte er, bis auf weiteres beurlaubt, die Entscheidung auf sein Gesicht abwarten. Er lebte der festen Überzeugung, daß ihm der Abschied bewilligt werden müsse, und er wünschte nichts anderes. Was dann werden sollte, darüber sprach er sich nicht aus, aber er sah Tag und Nacht über Büchern und Landkarten. In die Stadt kam er nicht. So fuhr Bernhildine hinaus. Und wenn sie in der Abenddämmerung heimkehrte, war sie matt wie ein Vögelchen. Matt, aber nicht mutlos. Sie kam dann meist noch im Hut und Mantel zu Lora in Wohnzimmer, schmeigte sich an die Freundin, erzählte das Wenige, Eintönige, was zu erzählen war von der armen gebrochene Frau dort draußen und dem stummen inneren Ringen des Mannes, den sie liebte, und war glücklich, wenn Lora sie an ihr Herz nahm.

Bei Harbi fand jedes Wort schlichten Zuspruchs eine gute Stätte. Ihre Augen leuchteten immer schon hoffnungsfreudig auf, wenn Lora ihr sagte: „Hab' Vertrauen und hab' Geduld. Prüfungen müssen überwunden werden. Und, glaub' es mir, du wirst diese schweren Tage noch einmal preisen. Denn erst in ihnen habt ihr, Conny und du, euch recht kennen gelernt. Was fröhliches Glück zusammenfügt, muß sich erst im Unglück bewähren, wenn's ein langes Leben mit Sonnenglanz füllen soll.“

Um Harbi brauchte man keine Sorge zu haben — Aber um Willy sorgte sich Lora. Sie hatte — „gottlob!“ sagte sie sich immer wieder — wenig müßige Stunden. Fräulein von Schotten war ja eigentlich nur noch als Gast im Hause, das umfangreiche Getriebe des großen Hauswesens lag auf Lora, und sie fühlte sich gerade jetzt doppelt verpflichtet, es sorgsam zu leiten. Wenn Eberhard wohl auch dann und wann lachte: „Du scheinst mir mit Pfennigen oben zusammenzupacken zu wollen, was wir unten mit Tausendmarktscheinen in Rauch aufgehen lassen!“ — sie wußte doch, daß er vorläufig als diese kleinen Ersparnisse als Erleichterung empfand.

Trotz allem kamen auch ihr Stunden, Minuten, in denen sie mit ihren Gedanken allein war, und die lehrten sich dann immer wieder zu Willy hin. Sie war ihrer selbst so sicher, daß sie sie ruhig wandern ließ. Sie konnte still vor sich hinlächeln, wenn sie daran dachte, daß sie einst zwischen Vater und Sohn gestanden hätte, so fest fühlte sie sich mit tausend heiligen Banden an ihren Mann gekettet. Aber was einst — es lag hinter ihr, als sei's vor vielen Jahren gewesen — in ihr für Willy gelebt hatte, das hatte sich nun in warmberigie schweißliche Zuneigung verwandelt. Und so bangte sie sich um ihn. Denn sie sagte sich immer wieder: „Harbi trägt nur an fremdem Unglück mit, Willy an eigenen Verschulden. Ihm ist am schwersten zu helfen — wenn ihm überhaupt zu helfen ist.“

Es war heute seit langem zum ersten Male ein froherer Tag gewesen. Eberhard war zu ungewohnter Stunde heraufgekommen, hatte, das liebe schalkhafte Lächeln im Gesicht, ihr mit dem Finger gebohrt: „Du — du! Mulier taceat in ecclesia! Das sind mir ja schöne Geschichten, die du hinter meinem Rücken eingefädelt hast. Du denkst wohl, ich merke nicht, wo der Hase läuft!“ — hatte sie dann umfaßt: „Ach danke dir, Lora! Dein einäugiger Freund ist übrigens ein Prachtmensch. Eine Vollnarr! Wir waren in zehn Minuten einig. Ich hab' noch nie ein Geschäft von der Bedeutung in so kurzer Zeit abgemacht.“

Es quoll so heiß in ihr empor, daß sie unwillkürlich die Hände ineinander schloß. „Er war vorhin bei mir, Eberhard, Eberhard. Ich muß dir auch das sagen: er nimmt Herta zu sich. Und wenn er dir vielleicht drückernde Bedingungen stellt, als er ursprünglich vor hatte, so ist das nicht seinetwegen, es ist, um die Zukunft des Kindes zu sichern. Er denkt nie an sich — der gute, edle Mensch. Einst träumte er, das „Licht der Armen“ zu erfinden. Nun wird, in anderer Sinne seine Erfindung hoffentlich wirklich nicht nur seinem kleinen Schilling, sondern vielen Hunderten zum Glück werden. In deinen Händen, Eberhard!“

Das war am Spätnachmittag gewesen, und die frohe Stunde klang noch in ihr nach, als sie jetzt an ihrem Schreibtische saß. Das Wirtschaftsbuch lag vor ihr. Aber sie hatte das Kind in die Hand gefügt und sah unter halbgeschlossenen Lidern hinweg und träumte. Oben auf dem Bord des Tisches stand das kleine Esfenbeinmedaillon mit den Bildern der beiden Buben Eberhard's, der schönen Berliner Patrizierdöchter aus der

Mitte des vorigen Jahrhunderts, von denen die eine, die schönere, als junges Ding einen alten Mann geheiratet hatte — und glücklich geworden war.

Die Deutchen hatten darüber die Köpfe geschüttelt. Lora mußte lächeln. Ihr war dies Schütteln der wohlweislichen Köpfe ganz gewiß auch redlich geworden. Nun ja! Möchten sie nur schütteln. War denn Eberhard überhaupt schon ein alter Herr — auch nur ein älterer Herr? — Ob sich wohl schon ein Silberfaden ins Haar geflochten hatte? Nun — und wenn der liebe Kopf schlohweiß wäre, das Herz war jung. So jung, so gut —

Frau Lora sah und sann mit dem warmen Glückempfinden in der Seele, das sie nie losließ, wenn sie an Eberhard dachte. Auch daran dachte sie, wie rein subjektiv dies Glückgefühl sei . . . daß vielleicht wenig andere Frauen ihres Alters empfinden würden wie sie. Und gerade darum dankte es sie so recht ihr eigenes Eigen —

Anders war's doch gekommen, als sie selbst es sich einst ausgemalt. Hatte sie nicht gemeint, die Geberin zu werden? Nun kam es ihr vor, als sei sie wieder und immer wieder nur die, die Liebe und Glück und Güte empfangen. Anders war's gekommen und besser —

Mit einem Male schrak sie zusammen. Sie fühlte etwas neben sich niederleiten und dann zwei Arme, die ihre Knie umklammerten, und ein bebendes Mädchenhaupt in ihrem Schoß. „Aber . . . Maria . . . Maria . . .“ „Nicht böse sein, Lora . . . bitte . . .“ Es klang wie unterdrücktes Schluchzen.

„Heimchen, du hast mich diesmal aber wirklich erschreckt.“

Nun kam gar keine Antwort. Aber der zarte Körper zitterte, und die Händchen schlossen sich noch fester um die Knie.

„Was hast du denn nur, Maria? Sieh mich mal an —“ Auf eine Sekunde hob sich das Köpfchen. Die schönen Augen waren tränenüberströmt. Dann sank die braune schneidende Friedentrone gleich wieder nieder.

Loras gesunder Natur widerstrebte eigentlich diese Gefühlsausbrüche. Sie hatte sich schon oft vorgenommen, mit der Kleinen ein wenig ins Gericht zu gehen. Aber wenn sie in die Augen sah, stochte sie immer wieder.

Heimchen war eben Heimchen. Und das Mädchen war sonst lieb und verständlich; immer thätig und strebsam. Bis dann die Augenblicke kamen, in denen sie sich anklimmern mußte, sich auszuweinen.

Aber es ging so doch nicht weiter. — „Maria —“ sagte Lora ernst, — du mußt dich zusammennehmen. Sieh mal, wir haben dich doch alle so lieb. Du bist aber auch kein Kind mehr, du mußt Selbstbeherrschung üben lernen. Auch Vertrauen haben — wirkliches Vertrauen. Dazu gehört, daß du dich ausprüfst. Kannst du das nicht? Nicht einmal zu mir, Maria?“

Wieder hob sie das Köpfchen — auf einen Augenblick nur — und wieder barg sie es in Loras Schoß.

Aber nun nahm Lora es zwischen beide Hände, richtete es auf und sah dem Mädchen prüfend in die Augen. Und da stieg Heimchen langsam das Blut in die Wangen. So eigen beträchtlich. Die langbewimperten Lider sanken herab, als könnten die Augen den forschenden Blick nicht ertragen, die schöngeschwungenen Lippen waren fest geschlossen, die vollen Brauen wie im Leid über der Stirn zusammengezogen.

„Wie süß das Mädchen auch — eine kleine Psyche.“

Lora konnte nicht weiter fragen. Wozu auch! Sie ahnte längst, was in Maria vorging. Und zudem: aus diesem Gesicht sprach das Herz, dieses junge, unschuldige, heiße, angliebende Herz —

Sie beugte sich und küßte den braunen Scheitel. Es war etwas wie mütterliche Liebe in ihr. Und zugleich ein leises, ganz neidloses Murren: Wie verschieden die Menschennatur doch ist! Und wie verschieden die Liebe! Harbi . . . ich . . . Heimchen hier! Und doch sehnen wir uns im Grunde alle nach demselben: Glücklich sein! Glücklich machen!

Sie beugte sich noch einmal und küßte die Stirn mit der kleinen schmalen Falte. Dann sagte sie: „Komm, Maria! Wir wollen uns was zu thun machen, mal dem alten Kraule ein bisschen helfen. Man muß die Hände doppelt regen, wenn der Kopf voll schwerer Gedanken ist. Still — kein Wort! Komm nur —“

Ihr selbst that es gut, die Hände zu regen. Das alte Heilmittel. Aber während sie die Silberkästen nachsah mit den schön geformten Besten, die noch vom Großvater ihres Mannes stammten, und während sie mit der Mansell über die Einmachekampagne sprach, Maria immer zur Seite, verließen sie ihre Gedanken nicht. Heimchen und Willy. In der Seele dieses Kindes war die Liebe bis jetzt nur eine unbewußte Sehnsucht, geheimnis-

volle, schmerzreiche, glückselige Sehnsucht. Das ließ sich noch auslösen, ehe es tiefere Wurzeln schlug.

War's nicht so am besten für sie? Denn Willy nahm diese hingebende Liebe vielleicht wie ein Geschenk, das er nicht einmal seinem vollen köstlichen Wert nach zu würdigen wußte. Und sich zu erhalten — der Flattergeist — Oder war es möglich, daß ihm im Unglück die Erkenntnis wurde, was doch ein Schatz von Liebe wert war? So daß er durch ihn wieder gefunden könne, sich selbst wieder finden! Wenn es so wäre —

Aus der bloßen Hoffnung wuchs ihr mit einem Male hoch tiefinnerliche Freude, daß sie plötzlich Marias Köpfchen nahm, ihre Lippen auf den roten Mund preßte. Und dann, wie vor sich selbst erschrocken, sich schnell wieder abwandte: „Mamsell, vergesse sie nicht die Dreifurdt. Das ist so recht etwas hier für dies Kinderhändchen.“

Sie sahen noch bei Tisch, als draußen die Türen gingen und Konrad Salester hereintrat. Harbi schrie auf: er war in voller Uniform — im Dienstanzug —

Im nächsten Augenblick lag sie an seiner Brust, weinend, jauchzend.

Sie waren alle emporgeschreckt, umringten ihn. Rede sollte er stehen. Aber Harbi ließ ihn gar nicht dazu kommen. Es war, als wolle sie ihn in diesen Glücksminuten ganz allein für sich haben.

Und nur Lora sah, wie in Konrads Zügen Sorge und Seligkeit so seltsam nebeneinander geschrieben standen.

Endlich machte er sich frei. Und er sagte: „Seine Majestät haben mein Abschiedsgesuch nicht genehmigt. Aber ich bin laut Cabinettsorder vom heutigen Tage, unter Entbindung von meinem Commando zur Kriegsakademie, der Schutztruppe von Deutsch-Südwestafrika zugeteilt.“

Er sprach es sehr ruhig, fast wie eine Meldung.

Einem Augenblick standen sie sprachlos.

Dann war es Eberhard, der zuerst das rechte Wort fand: „Eine echte Hohenzollern-Lösung! Gerech und weise! Großherzig und edel! Kinder unser Kaiser — unser guter Kaiser!“ . . . am 15. August soll ich mich in Hamburg einschiffen!“

„Ich mit dir! Nicht ohne mich!“ rief Harbi leidenschaftlich.

Er antwortete nicht gleich. Ihr stiegen schon wieder die Tränen in die Augen.

„Man hat auch an das gedacht“, sagte er endlich. „Das Commando der Schutztruppen hat mir anheimgestellt, meine Frau mitzunehmen. Gerade deshalb wählte man Südwestafrika für mich aus, mit seinem gesunden Klima — ich wäre auch nicht der erste Offizier, der seine junge Frau dort hinüberführte. Es ist so viel Güte. Auch von dir, Harbi — ich bin sehr glücklich über deinen Entschluß. Und — vielleicht — könnte ich dort verweilen. Aber . . . meine Mutter! Meine arme Mutter!“

Nun wußte Lora, warum diese treuen Augen so trübe gelblich hatten. Sie sah im Geiste die schwächliche Frau mit dem zarten Mabonnengesicht vor sich, der alles gegenwärtig war auf dieser Erde bis auf den Sohn. Und nun sollte sie auch ihn hingeben, hinausziehen lassen ins Ungeheure, ihn vielleicht nie wiedersehen. Sollte allein zurückbleiben mit dem streifenden Leid, der unerschuldeten Schmach.

Ganz gewiß: diese Mutter würde ihre Tränen zurückdämmen, um ihm das Herz nicht noch schwerer zu machen, würde ihn gehen lassen mit seinem jungen glücklichen Weibe, ohne zu klagen. Aber ihr Schmerzbild würde mit Konrad gehen, und die Angst um sie würde ihn jede Stunde verfolgen —

Es war kein Jögern und Schwanken in Lora? Konrad durfte der starken Regung seines Herzens nicht nachgeben. Der oberste Kriegsherr hatte befohlen — Konrad mußte gehorchen. Auch um seiner selbst willen mußte er dem Befehl folgen, der wirklich die einzige Lösung gab. So einfach und so weise! Zwei Jahre draußen — und wenn er dann heimkehrte, hatte sich alles geklärt, war hier vergeben, dort vergessen worden. Er durfte wieder mit freier Stirn einergehen — so und nur so konnte er seinem Beruf erhalten bleiben und noch einmal ein glücklicher Mensch werden. Es war Pflicht, daß er ging. Aber auch Pflicht der Selbsterhaltung und auch Pflicht gegen Harbi.

Helfen mußte man ihm. Ihm den schweren Entschluß leichter zu machen suchen.

So sagte sie den Arm ihres Mannes und, seiner Zustimmung sicher, sagte sie: „Konrad, Ihre Mutter gehört zu uns. Wenn Sie hinausgehen, wird sie uns eine teure Hausgenossin sein. Und Sie dürfen es mir glauben: was in unsern Kräften steht, ihr alles Schwere zu erleichtern, durch herzliche Liebe, Konrad, das soll geschehen. Nicht wahr, Eberhard?“

„Aus der Seele hast du mir gesprochen! Ein paar kurze Jahre, Konrad — wie schnell gehen sie hin —“

Ueber Salesters Gesicht zuckte es. Noch konnten ja seine Sorgen nicht gestillt sein, noch sah er kein Land. Aber leise schlich sich ein Gefühl der Erleichterung in sein Herz. Und während Harbi schon wieder aufjubelte: „So ist's recht! Der Kaiser und Lora! Unsere Helfer, Conny! Wo kann's uns fehlen!“ beugte er sich in inniger

Dankbarkeit über Loras Hand und sagte schlicht: „Sie sind so gut —“

In Eberhard's Arbeitszimmer standen sie, eine Stunde später, um den großen Mittelisch. Man hatte den Atlas herangeholt und ein paar Werte aus der Bücherei, und sie studierten eifrig die Reiserouten. Harbis bewegliches Gemüth sonnte sich bereits in allerlei Zukunftsbildern. Konrad sprach mit dem Schwiegervater über seine Ausrichtung.

Eine Weile hatte Willy zugehört; dann hatte er das Zimmer verlassen, wie er es jetzt häufig that, ohne ein Abschiedswort.

Lora glaubte nicht anders, als er sei noch einmal ins Geschäft gegangen — es war kurz vor Ultimo, und in dem Kontor wurde an diesen Tagen gewöhnlich sehr lange gearbeitet.

Als sie in einer wirtschaftlichen Angelegenheit einige Minuten darauf durch die hinteren Wohnräume ging, bemerkte sie einen hellen Lichtschimmer aus der nur angelehten Thür der Gallerie. Sie glaubte im ersten Moment an irgend eine Nachlässigkeit der Dienerschaft und öffnete die Flügel vollends.

Aber der Saal war dunkel, das Licht kam aus dem zweiten Raum. Dort ruhten die elektrischen Schalter aufgedreht sein. Sie schritt rasch durch das langgestreckte schmale Gemach —

Und da sah sie Willy —

Er hatte sich einen der gotischen Esstisch mitten in den Saal gerückt und saß ganz vornübergebeugt, das Kinn auf beide Hände gestützt, dem Gemälde von Roggenstraße gegenüber. So in Gedanken, daß er ihren leichten Schritt gar nicht bemerkte. Sein Gesicht konnte sie nicht sehen. Aber der große Reflektor war ein mächtiges Strahlenbündel an ihm vorbei auf die Gestalt des unheimlichen Weibes mit den gerigen Augen und den weitvorfingerten leeren Händen. Fast wie vorperlich hob sich die dahinschwebende Figur ab von dem Hintergrunde mit seinen lobernen Flammen.

Einem Augenblick schwankte Lora. Sollte sie, leise wie sie gekommen, zurückgehen? Es war doch etwas wie Scheu in ihr. Und dann kam es ihr wieder als eine Freiheit vor und wie ein Mitleidverlangen zugleich zu gehen, und als eine Pflicht wenigstens den Versuch zu machen, Willy aufzurütteln, von dem Bann und Druck zu lösen, der auf ihm lag.

Wie schwer mußte er leiden, daß er hier — gerade hier — vor diesem Bilde mit sich rang! Denn er rang mit sich, das sah sie.

So trat sie noch einige Schritte näher und sagte leise: „Willy.“

Er fuhr hoch, wandte ihr das Gesicht zu. Und — war's nun, daß er über ihr plötzliches Erscheinen erschrocken, war's die Beleuchtung — mehr noch als in der ganzen letzten Zeit erschienen ihr die einfiß so frischen, fröhlichen Züge verändert, verfallen, fast verzerrt. Grau die Gesichtsfarbe, die Gesichtsfarbe, die Augenwinkel voll kleiner Fältchen, um den Mund ein schmerzlicher und doch auch trotziger Ausdruck.

„Ich sah dich hier . . . zufällig . . .“ „Es thut mir leid, wenn du dich beunruhigt hast, Lora. Ich . . . ich wollte mit nur einmal wieder den herrlichen Hochgroße ansehen. Entschuldige.“

Heftig schob er den Sessel zurück. Es schien, als wolle er gehen. Er that ein paar Schritte auf den Reflektor zu, ann blieb er wieder stehen, warf den Kopf zurück, strich sich mit der rechten Hand die Haare aus der Stirn. „Ein Meisterwerk! Nicht wahr?“ Er lachte. „Das Lehrreich in der Kunst ist ja nicht mehr modern. Aber es hat doch seine Meriten. Nur auch mit vielem andern Lehrreichen den einen Nachtheil: es kommt immer zu spät.“

„Das liegt doch wohl allein an uns, Willy. Verzeih die Alltagsweisheit.“ Er streifte sie mit einem finsternen Blick. „Warum — verzeihen? Ich wollte, ich hätte immer mehr Alltagsweisheit gehabt. Dann wär' ich nicht heute Abend — hierher geflüchtet.“

Wieder sah er nach dem Gemälde hin: „Erinnerst du dich noch der Stunde, wo du . . . das da taufst?“ Es war eigentlich sehr merklich. Ich vergesse es nie. Damals begegnete sich unsere Augen, und wir wußten beide, was wir dachten: von dieser Herr Hochgroße mit einer seltsamen Künstlerprophetie gemalt hat —“

Lora hob ein wenig die Hände. „Was quälst du dich, Willy. Verne endlich vergesse —“

Es schien fast, als habe er ihre Worte gar nicht gehört. „Du hast sie ja auch gut getauft . . . diese Dame. Vielleicht besser gekannt als ich, jedenfalls besser erkannt. Aber das weißt du wohl doch kaum, daß sie uns alle in's Unglück geführt hat. Wir verdienen's freilich nicht besser.“

„Laß sie, Willy. Ihre Strafe trifft sie. Wozu von ihr reden?“

„Ich will aber von ihr sprechen. Gerade zu dir. Jawohl — mach nur nicht so stolze Augen — gerade zu dir. Ich wollt's schon lange. Nun ist's gut, daß ich's so sagt. Das ist der rechte Ort dazu. Du sollst nicht denken, daß ich dies-Geschöpf dort je geliebt habe —“

„Willy, was geht das mich an!“

„Laß mich sprechen“, rief Willy. „Es muß einmal vom Herzen herunter. Ich habe sie so wenig geliebt, wie sie mich. Aber sie verstand die fatnaiße

Kunst, mich trotzdem am Gängelbunde zu führen, meinen thörichten Ehrgeiz aufzusuchen, mich mit schönen Worten zu umschmeißen — mich Narren. Bis zuletzt. Denn auch das sollst du wissen, damit ich ganz klein vor dir werde, Lora: daß ich ihren ganzen Besitz an Aktien plöblich, in der schlimmsten Stunde, die es geben konnte, auf den Markt warf — daran war ich allein schuld. Damals in Rom wußte sie es mir herauszuloden, in welcher Lage wir uns befanden — und so brach die Katastrophe über uns herein.“

„Auch ohne dem wäre der Zusammenbruch nicht ausgeblieben, Willy.“ „Vielleicht. Aber wahrhaftig würde eine ruhigere Abwicklung möglich geworden sein. Nein — nein — ich bin an allem schuld. Ich — und die dort mit ihrer unerfährlichen Eier, dem eiskalten Herzen und der lobernen Leidenschaft nach Gold und Brillanten, nach Luxus und Land. Die ihr Kind verließ, die ihren Mann, der zum Betrüger und Bettler geworden war durch sie, von sich stoßen konnte — und am selben Abend in Seide und Spitzen am grünen Tisch saß und dreimal das Maximum gewann. Ich Thor! Ich erbärmlicher Thor!“

„Willy, was nützt es, wenn du dich heute noch in Selbstvorwürfen verzehrst. Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen. Aber Geschehenes läßt sich gut machen. Daran mußt du denken.“

„Nein — Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen. Ganz recht. Aber gerade darum kann ich den Gedanken nicht los werden, der mich jagt und foltert: warum mußte es denn geschehen?“

Er stand einen Augenblick mit tief gesenktem Kopf, mit sich kämpfend. Und dann trat er plötzlich auf Lora zu und raunte, ohne sie anzusehen, mit heißer, bebender Stimme: „Auch das muß heute gesagt werden, Lora. Auch du — die Kluge, Reine — auch du bist nicht frei von Schuld! Jawohl — du — du! Ich lehnte damals nach einem guten Wort von dir, nach einem freundlichen Blick, nach einem Zeichen, daß ich dir nicht gleichgültig sei —“

„Willy —“ schrie sie auf.

Aber er sagte ihre Hand und hielt sie fest. Und er bat: „Laß mich weiter sprechen. Nur dies eine Mal. Ich war ja auch da ein Narr. Ohne Entschlußkraft, ohne festen Willen — Rohr im Winde. Heute liegt das alles weit hinter mir — ich weiß — ich weiß. Aber wie anders wäre alles gekommen, Lora, wenn — wenn —“

„Schweig!“ Mit einer heftigen Bewegung riß sie sich los und wich bis zur Wand zurück. „Du vergißt, mit wem du sprichst! Kein Wort weiter — ich verbiete es dir!“

Ihr ganzer Körper bebte. Aber sie stand hochgehobenen Kopfes, mit blickenden Augen, die Arme wie zur Abwehr vorgestreckt, die Hände im Horn geballt —

„Nie vergeben würd' ich mir, wenn ich dir je . . . auch nur unwissentlich . . . Veranlassung zu dieser Stunde gegeben hätte. Deinem guten, ehlen Vater könnte ich nie wieder unter die Augen treten. Mitleid hab' ich mit dir gehabt, schmerzliches Mitleid — willst du auch das tödlen!“

„Lora, ich schändete dir . . . du hast mich mißverstanden . . .“

„Nein! Ich habe dich nicht mißverstanden. Das traue ich dir nicht zu, daß du die Frau meines Vaters beleidigen wolltest mit bewußtem Willen. Aber deine Halslosigkeit kennt keine Grenzen.“

„Lora, ich höre nichts anderes, als immer wieder: „Du bist so gut.“ Warum hab' ich keinen Antheil an deiner Güte — ich allein —“

Sie schlug die Arme über der Brust zusammen und athmete tief auf.

„Ich sollte jetzt wohl gehen und dich allein lassen — daß die Erkenntnis dir von selbst käme. Aber ich fürchte, damit versäume ich eine Pflicht. Denn ich muß dir das sagen: Güte muß verdient werden. Als Geschenk ist sie werthlos. Mitleid hab' ich mit dir gehabt und habe sie auch jetzt noch. Aber meine volle Achtung wirst du dir erst wieder erwerben müssen — wenn du kannst. Ich kenne dich, Willy! Du bist geradezu der Typ dieser jungen Männer, die so stolz durch die Welt gehen, immer meinent: ihre Strafe sei die gerade, die rechte — und die doch nur durch die Welt taumeln. Ihr arbeitet — o ja! aber selbst die Arbeit ist euch mehr ein vornehmer Sport. Ich will nicht sagen: Ihr seid schlecht im Kern. Nein! Aber was gut in euch ist, das erstickt ihr mit eurer eiteln, korrekten Wohlgefühligkeit. Klug seid ihr, Ziele habt ihr, aber kein Ziel. Ihr glaubt nur, um Glück zu ernten. Und wenn das Unglück kommt, dann bröckelt ihr willenlos zusammen. Wo wärst du, Willy, wenn nicht dein Vater dir in der schmerzlichen Stunde rettend zur Seite getreten wäre! Er, über dessen Lippen kaum ein Wort des Vorwurfs gegen dich gekommen ist! Er hat im Unglück nicht die Spannkraft der Seele verloren — aber du hast dich beugen lassen, als könntest du dich nie wieder aufrichten. Und du könntest es. Die Fröhigkeit dazu liegt in dir, nur der feste Wille, der auch Kraft ist, fehlt. Ich hab' dir vorhin schon gesagt, vergiß! Wichtiges noch: raffe dich auf! Ueberwinde! Wolle! Mit Selbstvorwürfen und träumendem Hinbrüten ist nichts getan. Aber der Welt

wieder fest als Mann entgegenzutreten, kampfbereit, wenn es sein muß — das ist's, worauf es ankommt —“

Lora hatte zuletzt in lebhaften Accenten gesprochen, mit erhobener Stimme. Wie eine Mahnerin stand sie vor Willy. Was sie sagte, kam ihr aus tiefer Seele; sie wog die Worte nicht mehr, in einem starken Strome fluteten sie über ihn hin.

Nun sah sie Willy an mit ihren großen, klaren, fragenden Augen — und wartete.

Auf seinem Gesicht war zuerst ein Zug des Trostes aufgetreten, ein Zucken um den Mund, ein Hochziehen der Brauen. Aber je weiter sie sprach, desto härter packte sie ihn. So hatte noch Niemand zu ihm gesprochen, so frank, so frei, so rückhaltlos. Er fühlte aus der Schärfe, und gerade in ihr, das große Wohlwollen, die Güte, die er begehrte, heraus. Doch nicht nur Mitleid, wie sie sagte, sondern herzlichste Anteilnahme. Alles mit schärfstem Verständnis gepaart. Das that wohl weh — aber es that auch gut.

Langsam richtete er sich auf.

Er wollte ihr danken —

Aber anstatt eines Dankeswortes kam die Klage: „Lora . . . wenn du recht hast — und du hast recht . . . dann muß ich ja, im andern Sinne, wiederholen, was dich vorhin so verletzete, weshalb ich deine Vergebung nicht genug erleben kann. Das: was bin ich ohne Halt und Stütze — ich Rohr im Winde.“

Ueber Loras schönes stolzes Gesicht flog ein Lächeln.

„Halt und Stütze, Willy? Ich könnte dir wohl sagen: die suche in dir selbst. Aber ich glaube dich anders und besser zu verstehen. Du suchst ein treues Herz, das mit dir lacht, wenn du fröhlich bist, das mit dir trübt, wenn das Leben dich schüttelt. Sieh mich nicht so verwundert an — es wird schon so sein. Nun, Willy, gehe nicht mehr mit geschlossenen Augen durch die Welt . . . und durch dies Haus. Öffne deine Augen und öffne dein Herz — dann wird dir werden, was du suchst —“

Sie schweig. Eine mädchenhafte Röthe stieg in ihre Wangen, und gleich wieder zu ebbten.

Er sah noch immer, mit unsicherem Blick, zu ihr auf.

„ . . . Frage nicht! Heute nicht!“ schloß sie schnell. „Ueberhaupt nicht — solch Glück darf man nur selber finden, sonst verliert's an Werth. Und jetzt — jetzt geh! Und laß uns alles begraben, was in dieser Stunde zwischen uns gesprochen wurde. Bis auf das eine, letzte und beste, was ich dir so recht aus vollem Herzen wünsche — „Gib mir deine Hand — und nun, gute Nacht, Willy —“

(Schluß folgt.)

## 1934 verschiedene Briefmarken in sechzig Jahren.

Da wir nun einmal im Zeitalter der Statistiken leben und ohne diese in recht genauer Ausführung kaum mehr existieren können, dürfte es interessant sein zu erfahren, wie viel verschiedene Sorten von Briefmarken seit etwa sechzig Jahren, also seit Einführung der Briefmarke, hergestellt worden sind. Diese Aufstellung hat zu dem überraschenden Resultat geführt, daß, wenn ein Sammler ein Album mit allen bisher erschienenen Briefmarkensorten haben will, er deren 19.242 zusammenbekommen muß. Die meisten Briefmarken sind in Salvador, in Südamerika, ausgegeben worden; seit Anbeginn bis zum 30. Juni 1904: 451. Von den fünf Erdtheilen erreicht die höchste Zahl Amerika: 6095; an zweiter Stelle Europa mit 4080, das aber nicht viel mehr als Afrika (4005) zählt. Asien tritt mit 3628 an dem vierten Platz und Australien hat nur 1425. In dem letzteren Welttheil hat man jedoch wegen der zum großen Theil unkontrollirbaren Zustände die Verantwortung für die Richtigkeit der Summe nicht übernommen.

## Ein kleiner Philosoph.

Auf einem großen kladischen Friedhof in Süddeutschland spaziert ein fünfjähriges Bubenkind mit seinem Schwesterlein. Hinter ihnen her kommt, ohne daß sie es merken, der Geistliche und belauscht goldenes Zwiesgespräch: „Wen begrabt man denn auf dem Kirchhof?“ fragt das Schwesterlein. „Wer gestorben ist.“ „Ja, was ist denn das, wenn man gestorben ist?“ „Da geht die Seele in den Himmel und der Leib kommt in die Erde.“ Darauf schweiget der Kleine eine Weile und sagt dann: „Ich möcht' meine Sächle aber doch lieber beieinander behalten.“

Sehr schön sagt eine Düsseldorf'er Zeitung: In die Höhe mit den Gehältern der Bootschulullehrer! Gebt es ihnen ordentlich! Es handelt sich um die Männer, denen die Erziehung eurer Kinder anvertraut ist, um die Männer, an deren Mutterbrust ihr selber bereinst die Milch der Wahrheit gefogen habt, die Milch, der Düsseldorf' seine Größe verdankt!

Auf dem Ballan ist man schon wieder mit den Zurüstungen zu den üblichen Frühjahrs-Manövern beschäftigt. \* \* \* Wer das Beste will, muß oft das Bitterste kosten.